

Die Gleichheit

Zeitschrift für Arbeiterfrauen und Arbeiterinnen

Mit der Beilage: Für unsere Kinder

Die Gleichheit erscheint alle vierzehn Tage einmal.
Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post vierteljährlich
ohne Bestellgeld 55 Pfennig; unter Kreuzband 85 Pfennig.
Jahres-Abonnement 2,60 Mark.

Stuttgart
24. Mai 1918

Zuschriften sind zu richten
an die Redaktion der Gleichheit, Berlin SW 68, Lindenstraße 3.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 148 38.
Expedition: Stuttgart, Furtwachsstraße 12.

Das Wohnungselend.

Zu den ärgsten Übeln, unter denen der Proletarier, der Arbeiter, der untere Beamte, der kleine Geschäftsmann zu leiden hat, gehören die schlimmen Wohnungsverhältnisse, die heute besonders in unseren Großstädten und Industriebezirken herrschen. Am härtesten werden die Frauen von den herrschenden Mißständen getroffen, weil sie einen viel größeren Teil ihres Lebens in der Wohnung zubringen müssen als die Männer. Nicht nur Hausfrauenpflichten binden sie oft an das Haus. Gar zu häufig — für viele tausend Heimarbeiterinnen — ist auch die Wohnung die Stätte, wo sie ihre Erwerbsarbeit verrichten müssen. Die Wohnungen, in denen der Proletarier haufen muß, sind meist zu teuer und zu schlecht. Weil sich sehr viele Unbemittelte nicht eine genügend große Wohnung halten können, sind die Wohnungen überfüllt. In den deutschen Großstädten ist in den Proletariervierteln meist das Massenmiethaus, die sogenannte Mietkaserne, die herrschende Hausform. Fünfzehn und mehr „Parteien“ wohnen dichtgedrängt in einem gewöhnlich nicht gerade mit Wohlgerüchen erfüllten Hause neben- und übereinander.

Schwere Nachteile für die Volksgesundheit sind die unausbleiblichen Folgen dieser Zustände. Die Statistik zeigt, daß die Sterblichkeit und Krankheitshäufigkeit in proletarischen Wohnvierteln größer ist als dort, wo die Wohlhabenden wohnen. Sicher ist das nicht allein die Folge der schlechten Wohnungsverhältnisse. Ist doch der Proletarier auch sonst gesundheitsschädlichen Einflüssen ausgesetzt, die der Besitzende von sich fernhalten kann. Aber zweifellos spielt hier auch der ungünstige Einfluß licht- und luftloser oder überfüllter Wohnungen häufig eine verhängnisvolle Rolle. Auch das Familienleben muß oft unter den Wohnungsmißständen leiden. Weil die Wohnung zu eng und es deshalb der Frau und Mutter nicht möglich ist, ihren Lieben ein gemütliches Heim zu schaffen, werden oft der Mann und die erwachsenen Kinder in die Kneipe getrieben.

Wir dürfen nun nicht die Augen davor verschließen, daß uns nach dem Kriege noch eine Verschlechterung unserer Wohnungsverhältnisse droht. Die Baukosten sind gestiegen und werden nach der Ansicht Sachverständiger auch nach dem Kriege etwa 25 Prozent höher sein als früher. Die Hausbesitzer werden das Geld, das sie auf ihre Häuser als Hypothek aufgenommen haben, höher verzinsen müssen als vor dem Kriege. Jedermann kann, indem er sich Reichsanleihe kauft, sein Kapital zu 5 Prozent sicher anlegen. Die Kapitalisten werden mindestens denselben Zinssatz verlangen, wenn sie das Geld Hausbesitzern leihen, die vor dem Kriege wenigstens einen Teil ihres Geldbedarfs zu einem geringeren Zinssatz decken konnten. Die Nachfrage nach Kleinwohnungen wird dann voraussichtlich das Angebot übersteigen. Während der Kriegszeit sind nur wenig Wohnungen neu gebaut worden. Sofort nach Friedensschluß werden viele neue Haushaltungen gegründet werden — man denke nur an die vielen Kriegsgetrauten —, viele Familien, die früher größere Wohnungen innegehabt haben, dürften

sich, weil der Ernährer gefallen ist oder weil sich sonst durch den Krieg ihre Verhältnisse verschlechtert haben, eine kleinere Wohnung suchen. So ist für die Zeit nach dem Kriege nicht nur eine Wohnungssteuerung, sondern auch eine Wohnungsknappheit, wenn nicht gar ein Wohnungsmangel zu befürchten. Mit Recht ist gefordert worden, daß Reich und Staat nicht nur dabei helfen sollen, Geld für den Kleinwohnungsbau zu beschaffen, sondern daß sie auch einen Zinszuschuß aus öffentlichen Mitteln zu den Hypothekenzinsen gewähren sollen, damit die Mieten für die Kleinwohnungen nicht allzusehr gesteigert zu werden brauchen.

Wir brauchen allenthalben eine großzügige Boden- und Wohnungspolitik, die den Massen zu lichten und lustigen Wohnungen verhelfen soll. Man begegnet oft der Anschauung, die Wohnungsmieten müßten, wenn statt der Massenmiethäuser nur ein- oder zweistöckige Häuser gebaut würden, höher sein als heute, weil dann mehr von dem oft sehr kostbaren Boden auf die Wohnung käme. Das ist aber nicht wahr. Wenn die Bauordnung die Errichtung vier- und fünfstöckiger Gebäude zuläßt, so werden deshalb die Mieten nicht billiger, sondern den Vorteil davon haben allein die Besitzer des Bodens. Ist nur der Bau von niedrigen Häusern erlaubt oder eine weiträumige Bebauung vorgeschrieben, bei der nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des Bodens mit Gebäuden besetzt werden darf, so werden nur etwa 2 bis 10 Mark für den Quadratmeter bezahlt, während der Grundbesitzer bei Zulässigkeit einer vier- bis fünfstöckigen Bebauung je nachdem 20, 50 und mehr Mark für den Quadratmeter erhält. Mit der Gestattung einer solchen Bauweise wird bloß den Grundbesitzern ein Geschenk gemacht. Kann nur eine Familie auf einem Stück Land wohnen, so bekommt dessen Eigentümer nur von dieser einen Familie seinen Tribut. Wohnen fünf Familien auf dem gleichen Stück Boden übereinander, so erhält er gewöhnlich mindestens das Fünffache. Wer unbebautes, aber zur Bebauung mit Wohnhäusern geeignetes Land verkauft, kann diesen Tribut gewöhnlich vorwegnehmen, indem er für seinen Boden einen entsprechend hohen Preis verlangt. Daraus geht hervor, die Mietkaserne, die an dem Mark unseres Volkes zehrt, braucht nicht zu sein. Eine energische Boden- und Wohnungspolitik von Staat und Gemeinde, die natürlich auch um die Schaffung billiger Verkehrsmittel besorgt sein müßte, kann es dahin bringen, daß die Proletarier, wenn auch nicht immer gerade in sogenannten Einfamilienhäusern, so doch in Kleinhäusern mit Gärten wohnen können, ohne daß deshalb von ihnen höhere Aufwendungen für die Wohnung gemacht zu werden brauchen. Freilich dürften sich die öffentlichen Gewalten nicht damit begnügen, die Errichtung von Mietkasernen zu verhindern. Die Gemeinden müßten Land zu billigem Preis erwerben, wobei sie der Staat durch Gewährung des Enteignungsrechts zu unterstützen hätte, und entweder selbst Wohnungen bauen oder den Boden an gemeinnützige Bauvereinigungen gegen das Versprechen weitergeben, daß diese keine höheren Mieten nehmen, als zum Ersatz ihrer Kosten und einer mäßigen Verzinsung ihres Kapitals notwendig ist.

Daß bisher eine wirklich durchgreifende Wohnungspolitik so wenig getrieben worden ist, liegt zum guten Teil an dem elenden Wahlrecht, das wir heute noch vielfach in Staat und Gemeinde haben, und das oft den Bodenbesitzern einen ausschlaggebenden Einfluß in den Gemeindeverwaltungen gibt. Wie die Erfahrung zeigt, gilt diesen Leuten der eigene wohlgefüllte Geldbeutel mehr als das Wohl und die Gesundheit ihrer Mitbürger. Nur ein Wahlrecht, das überall in Staat und Gemeinde den breiten Volksmassen die Herrschaft in die Hand gäbe, würde eine Wohnungspolitik ermöglichen, wie sie im Interesse des deutschen Volkes so dringend notwendig ist. Tausenden von Müttern könnte dann der Schmerz erspart werden, daß ihre Lieben früh dahinsiechen, weil so viele junge Menschen in den licht- und luftlosen Wohnungen, in denen sie aufwachsen müssen, nicht gedeihen können. Gerade die Betrachtung der Wohnungsfrage zeigt so recht, von welcher Bedeutung es für die Volksmassen ist, daß mit dem in Deutschland noch vorhandenen Wahlrecht gründlich aufgeräumt wird. Ein besseres Wahlrecht bedeutete für Millionen von Proletariern einen Zuwachs von Kraft und Gesundheit, von Lebensfreude und Glück.

Max Sachs.

An die Nationen.

Vernehm mich, groß und kleine Nationen,
Die ihr geharnischt tretet auf den Plan!
Ihr ringt umsonst nach Eigenruhmes Kronen:
Der Einzelvölker Arbeit ist getan.
Die an der Seine, am Belt, am Ister wohnen,
Begegnen fortan sich auf einer Bahn.
Was ihr getrennt erstrebt und still begründet,
Vollendet ihr vereint nur und verbündet.

Ob klein, ob groß, ihr habt ein Recht zu leben!
So schreibt euch mutvoll ein in Ilios Buch;
Ein heilig Recht ist allen euch gegeben:
Nur sei nicht Haß mehr euer Bannerspruch!
Seid nicht bemüht zu trennen, nein, zu weben;
War Trennung Segen einst, nun ist sie Fluch!
Daß sie das Werk der Weltgeschichte kröne,
Versammelt Mutter Erde ihre Söhne.

Robert Hamerling.

Jugendliche vor Gericht.

„Daß die Verwahrlosung der Jugend im wesentlichen auf das Fehlen des Mannes zurückzuführen ist, geben die Frauen auch ausnahmslos zu. Die Erziehung wird auch noch dadurch gefährdet, daß leider in vielen Familien nicht nur der Vater, sondern auch die Mutter fehlt. Die Kriegsunterstützung ist so gering, daß beim Fehlen eines anderweitigen Einkommens die Mutter aufs Verdienen angewiesen ist und dem Haushalt allzulange fernbleiben muß. Der Vater ist im Felde, die Mutter arbeitet in einer Munitionsfabrik ist ein in den Akten verwahrloster Kinder stets wiederkehrender Vermerk.“

So beurteilt der Kölner Jugend- und Vormundschaftsrichter Geheimer Justizrat Schumacher in der „Kölnischen Zeitung“ (Beilage Nr. 15) zwei der wesentlichsten Gründe für die Sittenverwilderung der Jugend, die nicht zu leugnen ist. Aber der durchaus sozial empfindende Mann macht vielen Müttern auch den Vorwurf, daß sie den Jugend- und Vormundschaftsrichtern durch Gleichgültigkeit, Gedankenlosigkeit und Launen die Arbeit sehr erschweren.

Wer häufig Frauen in Gerichtssachen zu beraten hat, weiß, daß sie fast ausnahmslos über gesetzliche Bestimmungen in völliger Unkenntnis sind. Aber nicht nur das, sie lassen auch vielfach Gerichtstermine entweder ganz unbeachtet oder gehen doch unvorbereitet und ohne sich vorher Rat geholt zu haben in den Gerichtssaal hin. Erst wenn sie durch den Urteilspruch den Ernst der Lage fühlen, suchen sie Hilfe, oft genug zu spät.

Sehen wir einmal ganz ab von Mietfreistigkeiten, betrügerischen Abzahlungsgeschäften, Unterstützungssachen und Belcidigungen, welche letztere leider eine große Rolle spielen, und bleiben wir bei den Verfehlungen junger Burschen und Mädchen, die jetzt rechte Sorgenfäden für jedes Mutterherz sind. Wieviel Mütter wissen nichts davon, daß diese Jugendlichen, die sie mit Recht noch als „Kinder“ ansehen, bei Straffälligkeit schon beinahe schonungslos den Strafrichtern ausgeliefert sind. Schon mit dem vollendeten zwölften Lebensjahre beginnt die Strafmündigkeit. Nur vor dem Zuchthaus und vor der Todesstrafe ist der Jugendliche bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahre geschützt. Aber er kann Gefängnis erhalten, sogar bis zu 15 Jahren. Wenn eine so harte Strafe gewiß auch nur selten verhängt wird, so ist sie doch schon manchmal Wirklichkeit geworden, und Gefängnisstrafen von einigen Monaten, ja einigen Jahren sind leider gar keine Seltenheit. Freigesprochen wird der straffällige Jugendliche nur dann, wenn er bei Begehung der strafbaren Handlung die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besessen hat. Diese Vergünstigung wird nur verhältnismäßig selten gewährt. Minderjährige über 18 Jahren unterliegen ohne jede Schonung der vollen Straf Gewalt des Staates.

In leichten Fällen von Vergehungen und Übertretungen wird bei Jugendlichen manchmal weder auf Gefängnis noch auf Geldstrafe, sondern nur auf einen Verweis erkannt. Man sieht dann oft genug den jugendlichen Sünder und seine Mutter in einer Stimmung den Gerichtssaal verlassen, als sei der Angeklagte freigesprochen. Man schätzt den Verweis nicht höher ein als etwa den Tadel eines Fortbildungsschullehrers. Das ist ein verhängnisvoller Fehler. Zwar ist der Verweis nur die leichteste Strafe, aber doch eine Strafe. Sie wird in die Akten des Gerichts und der Polizei geschrieben und kann nicht nur bei Rückfälligkeit, sondern auch bei der Notwendigkeit eines Unbescholteneitszeugnisses recht unangenehm werden.

Auch den zu Gefängnis oder einer Geldstrafe verurteilten Jugendlichen bietet sich manchmal noch eine Gelegenheit, der Strafe zu entgehen. Das ist, wenn das Gericht die „bedingte Begnadigung“ ausspricht. Es wird dann dem jungen Sünder die Strafe „geschenkt“, wenn er nicht innerhalb einer bestimmten Frist, meist innerhalb zwei Jahren, von neuem verurteilt wird. Aber wohlgemerkt: ist der „bedingt Begnadigte“ rückfällig, so muß er nicht nur die neue, sondern auch die bedingt „geschenkte“ Strafe bezahlen oder abtun.

Einen Fortschritt in der richterlichen Behandlung und Aburteilung der straffälligen Jugendlichen bieten die Jugendgerichte, die sich seit einem im Jahre 1908 ergangenen Erlasse des preussischen Justizministers rasch vielerorts eingebürgert haben. Sie sollen bewirken:

1. daß in der Voruntersuchung auf die Einflüsse der Umwelt auf die Straftat des Jugendlichen mehr Rücksicht genommen wird als bisher;
2. daß in der Verhandlung auf das jugendliche Empfinden des Angeklagten möglichst Rücksicht genommen wird und er nicht, wie es früher oft geschah, im Gerichtsgebäude mit Gewohnheitsverbrechern in Berührung kommt;
3. daß Vernehmung und Verhandlung möglichst von einem besonderen Richter, dem Jugendrichter, vorgenommen wird;
4. vereinigt der Jugendrichter die Gewalt des Straf- und Vormundschaftsrichters in einer Person.

Durch diese letzte Bestimmung kann der Richter entscheidend in die künftige Erziehung des gefährdeten Jugendlichen eingreifen. Je nach dem Ausfall der Untersuchung tritt Jugendrichter als Vormundschaftsrichter in Tätigkeit und leitet die Zwangserziehung für den Jugendlichen ein.

Ich will keiner Mutter, die in dieser harten Kriegszeit um eines Kindes willen mit den Gerichten Bekanntschaft machen muß, ohne daß ihr der Mann helfend zur Seite steht, das Herz schwer machen. Zwangserziehung, Verweis, Geldstrafe, ja selbst Gefängnis brauchen kein Makel zu sein. Mancher, der in der Jugend strauchelte, ist später als aufrechter Mensch festen Schrittes durch das Leben gegangen. Nur, gute Mütter, nehmt diese Dinge nicht leicht und vor allem: wenn die Ver-

fehlung eines Kindes vorliegt, seid weder verzweifelt noch gleichgültig. Sobald eine gerichtliche Zustellung kommt, sucht sofort Rat. Nicht bei Nachbarinnen, die auch nichts wissen, und nicht bei Winkeladvokaten, denen es nur um euer Geld zu tun ist, sondern bei Leuten, die euer Vertrauen verdienen. Das sind die Arbeitersekretäre, die von unseren Gewerkschaften angestellt sind und auch den Leserinnen unseres Blattes zur Verfügung stehen. Der Gang zum Arbeitersekretariat ist notwendig möglichst lange vor der Gerichtsverhandlung.

Zur Frage der Bevölkerungspolitik.

Laßt die Frauen mitraten!

Jeder einsichtsvolle und vorurteilsfreie Mensch muß sich fragen: Warum wird in der Frage der Bevölkerungspolitik die Frau nicht zu Rate gezogen? Wenn irgend jemals, so ist doch an der Beratung des Bevölkerungsproblems die Frau interessiert. Die Frau ist die Gebärende und die wichtigste Erzieherin des Kindes. Die Frau hat die Leiden und die Beschwerlichkeiten einer monatelangen Schwangerschaft zu ertragen, die Frau hat bei der Geburt zu leiden und muß nicht selten der Geburt eines Kindes ihr eigenes Leben und noch häufiger ihre Gesundheit opfern. Die Erziehung und Pflege des Kindes in gesunden und kräftigen Tagen liegt zum größten Teil der Frau ob. Mit einem Wort, das ganze Leben der Frau als Mutter ist ein Sichaufopfern für das Kind; die Frau ist der Behälter, aus dem der Staat seine Volkskraft schöpft. Und doch wird die Frau auch in dieser Frage, wie überhaupt in allen öffentlichen Fragen, nicht zu Rate gezogen.

Diese Nichtachtung der Frau hat ihren Ursprung in der längst widerlegten, veralteten Behauptung, die Frau sei mindertwertiger als der Mann. Diese aus grauer Vorzeit stammende Anschauung wird heute noch dazu benutzt, die Frau von jeder Befähigung am öffentlichen Leben auszuschließen, sie nur als Objekt der Gesetzgebung zu betrachten. Und gerade in der Frage über die Hebung der Geburtenhäufigkeit, in der Erhaltung der Neugeborenen könnte die Frau die wertvollsten Anregungen geben, ist dieses doch ihr ureigenstes Gebiet. Es ist daher nicht nur eine Frage der Gerechtigkeit, es ist eine Frage der dringendsten Notwendigkeit, die Frau bei der Beratung des Bevölkerungsproblems heranzuziehen.

Die Hauptursachen des schon vor dem Kriege sich erheblich bemerkbar machenenden Geburtenrückganges liegen vor allen Dingen in den traurigen sozialen Zuständen. Die wirtschaftliche Unsicherheit des Mannes, die aus Arbeitslosigkeit und schlechtem Verdienst entspringende Not, die Teuerung der notwendigen Lebensmittel, die traurigen Wohnungsverhältnisse, die aus diesen sozialen Notständen entspringende Zunahme der Frauenarbeit müssen ungünstig auf die Geburtenzahl einwirken. Und immer ist es die Frau, die unter diesen Zuständen am meisten zu leiden hat. Jeder zu erwartende Familienzuwachs wird für sie zu erneuter Sorge, zu vermehrter Überbürdung der Arbeitslast. Die Geburt jedes Kindes verlangt mehr Ausgaben für Wohnung, Kleidung und andere Dinge, verursacht also eine weitere Belastung ihres ohnehin so geringen Kostgeldes, verlangt mehr Arbeit von ihr und hindert sie so am Mitverdienen. Jede neue Geburt erschöpft ihre durch die ganzen sozialen Mißstände schon geschwächte Kraft und zehrt an ihrer Gesundheit. Mutterfreuden, Mutterglück — wo sind sie bei der Frau, die ihre Kinder der Obhut älterer Geschwister, fremden Leuten anvertrauen muß? Die ihre Kinder nur kurze Stunden sieht, die an der Entwicklung, an der Erziehung der Kinder fast keinen Anteil hat? Ist es da zu verwundern, wenn die Frau jeder neuen Schwangerschaft mit Schreden und Grauen entgegensteht, wenn sie sich mit allen gesetzlich erlaubten und unerlaubten Mitteln davor zu bewahren sucht? Mit allen Verboten des Verkaufs und der Vererbung von antikonzeptionellen Mitteln wird man nichts erreichen, wird kein Kind mehr geboren werden, sondern nur dadurch, daß man dieses unsere Volkskraft schädigende Übel des Geburtenrückganges an der Wurzel zu fassen sucht: an den traurigen sozialen Zuständen.

Und da ist es wiederum die Frau, die die Folgen dieser Zustände am ersten zu spüren bekommt, die hier ratgebend und mitbestimmend helfen könnte und sollte. Gerade bei der Beratung des Bevölkerungsproblems würde sich die mitberatende und mitbestimmende Tätigkeit der Frau als für das Staatswohl segensreich erweisen. Auch den tüchtigen Frauen gehört freie Bahn. Und bald würde sich die Frau bei der Beratung aller sozialen Fragen als unentbehrlich erweisen, es würde sich zeigen, wie notwendig die Mitarbeit der Frau in Erziehungs- und Schulfragen, in Fragen der Wohnungs- und Fabrikgesetzgebung, des Mutterschutzes und der Säuglingsfürsorge, im Armenwesen und in den Ernährungs- und Konsumtenfragen ist. Alles Fragen, die von größter Bedeutung, von einschneidender Wichtigkeit für die Hebung und für die Förderung der Geburtenzahl sind.

Feuilleton

Seh fleißig um mit deinen Kindern! Habe sie Tag und Nacht um dich und liebe sie, und laß dich lieben einzig schöne Jahre; denn nur den kurzen Traum der Kindheit sind sie dein, nicht länger.

L. Scherer „Laienbriefe“.

(Nachdruck verboten.)

Frösche.

(Fortsetzung.)

Aufzeichnungen eines Vaters. — Von Karl Bröger.

Sein Geburtstag.

Der erste Jahrestag von Frösches Erdenankunft ist ein ganz schlichter bescheidener Werktag gewesen, obwohl Frösches Eltern meinten, die Bäume ständen grüner als sonst im Raum. Das machte wohl, weil dieser Tag im Kalender ihres Herzens rot angemerkelt ist, während er sich in allen anderen Kalendern der Welt in nichts von seinen dreihundert Werktagsbrüdern auszeichnet.

Frösche schlief noch den Schlaf des Gesunden, als sich schon der erste Gratulant einfindet: Allmutter Sonne, die ihm durchs Fenster herein einen prachtvollen Strauß auf die Bettdecke legt, gewunden aus den schönsten Gold- und Silberblüten ihres Frühlichts. Dann streichelte sie mütterlich über die schlafgeballten Hände, küßte Stirn und Haar des Geburtstagskinds und schaute von der Fensterbrüstung geruhig lächelnd auf den Einjährigen.

Frösche ist Frühauflsteher, und so dauerte es gar nicht lang, daß er die Anwesenheit der Sonne bemerkte und ihr durch behagliches Murmeln seinen Dank für den Glückwunsch abstatte. Die Eltern waren sich der Bedeutung des Tages natürlich bewußt, und es ging an ein Herzen und Küssen, daß Frösche sich weitere Härlichkeiten sehr bestimmt verbat. Eifrig langte Frösche aber zu, als ihm Mutter einen eigens für die Festlichkeit gekauften Gummiball auf die Bettdecke legte. Sachverständig untersuchte Frösche den Ball auf seinen Geschmack und legte ihn achlos weg, als die Probe ungut ausfiel. Mutter mußte den Ball erst mehrmals aufwerfen und fangen, um

Frösche Zweck und Nutzen des Geschenkes klarzumachen, was Frösche sehr befriedigte. Er teilte nun seine Aufmerksamkeit zwischen Ball und Eltern in einer Weise, die keinen Zweifel ließ, wer ihm augenblicklich wertvoller schien.

Wie immer verlief dann der Morgen, nur daß es Frösche dünkte, Mutters Hände wären noch weicher und behutsamer als sonst. Am Mittag gab es ein außergewöhnliches Ereignis.

Frösche durfte mit aus Vaters Keller essen, was ihn so begeisterte, daß er mit beiden Händen in die zum Glück nicht mehr heiße Suppe planschte. Der daraus entstandene Suppenregen machte für den Vater einen Hosenwechsel notwendig, während Frösche weiter keinen Nachteil hatte.

Nach Tisch ging es in den Wald hinaus, ein willkommenes Gang für Frösches Neigung ins Grüne. Dort im Wald, ganz verloren in blühender Heimlichkeit eines stillen Winkels, verging der heiße Tag.

Das bleibende Erlebnis brachte aber doch erst der Abend. Vater hatte nämlich zur höheren Ehre des Geburtstags einen Leuchtballen gekauft. Der wurde jetzt mit einer Kerze versehen und angezündet. Frösche war ins tiefste gerührt von des Wunderdings Pracht. Die lustigen, starken und kinderbunten Farben der Papierhülle ließen seine Augen nicht mehr los, besonders da sie im durchscheinenden Licht noch sattere Töne angenommen hatten. Wohl eine Viertelstunde, für Frösches quacksilberige Beweglichkeit ein halber Tag, saß er verückt und abwesend vor dem Ballen.

Erst als die goldene Fliege ihr Spiel anhub, wendete sich Frösche zeitweise ab. So lang und so erbittert hat sich Frösche noch nie gegen die wohlthätige Kunst der Schlafstiege gewehrt. Noch als er schon eingeschlummert war, fuhren die Hände mehrmals in der Richtung nach dem Ballen aus. . . .

Seine erste Träne.

Wir haben sie alle einmal geweint, obwohl es Menschen gibt, die es ein Märchen heißen, daß sie überhaupt je geweint haben sollen. Das Leben hat aber keinem Menschen diese Träne erlassen, auch denen nicht, die mit dieser ersten vielleicht auch die letzte Träne ihres Lebens weinten. Wir wissen nur nicht mehr recht um das

Und die große Masse der Frauen, die heute politisch vollständig indifferent sind, indifferent sein müssen infolge ihres Ausschlusses von jeder Mitberatung und Mitbestimmung in allen öffentlichen Angelegenheiten, sie werden interessiert, wenn ihre politische Unmündigkeit beseitigt wird. Den Frauen gleiche Rechte mit den Männern — das wird auch das Bewußtsein erhöhter staatsbürgerlicher Pflichten in ihnen wecken! Sie werden verstehen lernen, was es für ein Staatswesen bedeutet, wenn die Geburtenzahl ständig sinkt. Durch ihre Aufklärung, durch ihre Mitarbeit wird dem besorgniserregenden Geburtenrückgang, dem furchtbaren Massensterben der Säuglinge Einhalt geboten werden.

Zieht die Frau zur Mitarbeit heran, laßt sie auf dem Gebiete des Bevölkerungsproblems, über die wichtigen Fragen des Kindergebärens und des Kindererhaltens als ihrem ureigensten Gebiet mitberaten, mitbestimmen, und die Früchte werden nicht ausbleiben zum Wohle unseres Staats- und Wirtschaftslebens.

* Konrad Hahnwald.

Gegen den Gebärzwang.

Der Krieg, der uns Arbeiterinnen, Mädchen, Frauen und Müttern, bald vier Jahre hindurch die größten und schwersten Lasten auferlegt, soll uns nunmehr auch noch ein neues Gesetz zur Vermehrung der Bevölkerung bringen, das uns Frauen die Freiheit der eigenen Person nehmen will. Die großen Lücken, die der Krieg in die Reihen des männlichen Geschlechts geschlagen hat, sollen wieder ausgefüllt werden. Gewiß liegt eine gesunde Volksvermehrung im allgemeinen Interesse und muß auch in Fluß erhalten bleiben. Wird dieser Zweck aber durch das zwangsweise Eingreifen, wie es das Gesetz vorsieht, erreicht?

Jede Frau soll soviel wie möglich Kinder zur Welt bringen. Liegt aber in der Zahl der Kinder der wirkliche Vorteil des Staates? Und warum soll auch diesmal wieder die arbeitende Frau die meisten Opfer bringen? Diese Fragen werden Wissenschaftler, Ärzte und Frauen der besseren Gesellschaft sicher schnell und einfach beantworten. Jedoch wir arbeitenden Frauen werden deren Antwort nicht als absolut richtig anerkennen. Keine Frau, die nicht selbst in bedürftigen Verhältnissen lebt oder gelebt hat, kann fühlen, was eine Frau in ärmlichen Verhältnissen als Mutter ertragen muß. Die Mutterfreunden wiegen hier nicht immer die Mutterleiden auf.

Man will die Frau, die sich durch zähen Kampf im wirtschaftlichen und politischen Leben eine bessere Stellung als bisher erobert hat, zurückholten in die Kinderstube. Frauen mit mehreren Kindern bleibt

dann wenigstens keine Zeit mehr übrig, sich um Politik, Gewerkschaften und öffentliches Leben zu kümmern. Damit wäre die Frau als unliebsamer Faktor im öffentlichen Leben am einfachsten beseitigt. Schon in Friedenszeiten konnte man feststellen, daß die Mütter, die Kinder in kurzen Zwischenräumen zur Welt bringen, schwächer und widerstandsfähiger gegen auf sie eindringende Krankheiten und sonstige aus mangelhafter Ernährung und Pflege sich ergebende Mißstände sind als andere Frauen. Es kann doch aber nur im Interesse des Staates liegen, gesunde und lebensfähige Kinder zu erhalten und die Frau vor alljährlicher, sie und die Kinder schwächender Schwangerschaft zu schützen. Die Erziehung der Kinder kann gleichfalls keine sorgfältige sein, wenn die Mutter sich immer wieder einem neugeborenen Kinde widmen muß. Im Interesse des Staates und der Kinder selbst muß also der Frau Zeit gelassen werden, neue frische Kräfte zu sammeln.

Wenn unter den jetzt bestehenden Verhältnissen zwei Menschen sich fürs Leben vereinigen, beginnen für sie die wirtschaftlichen Sorgen in erhöhtem Maße. Teure Mieten, kaum zu erschwingende Preise für Möbel und sonstige Ausstattungsgegenstände, dazu der teure Aufwand für den täglichen Lebensunterhalt. Trotz aller dieser widrigen Umstände streben Mann und Frau nach einem gemütlichen Heim. Sie arbeiten gemeinsam, um das gewünschte Ziel zu erreichen. Ehe es aber erreicht ist, kommt das erste Kind. Die Frau kann nun nicht mehr wie vordem ihrer Beschäftigung nachgehen, ihr Verdienst, mit dem man gerechnet hat, wird geringer oder fällt ganz aus, unterdessen läuft die Zeit dahin, es kommt ein zweites, oft ein drittes Kind in ziemlich schneller Folge. Die Sorgen nehmen, wenn zudem noch Krankheitsfälle eintreten, überhand, und leicht ziehen Not und Elend in die Familie ein. Anstatt des trauten Paares im gemütlichen Heim sehen wir zwei Arbeitsklaven, die sich mit Sorgen quälen und unter Entbehrungen aller Art seufzen. Wenn dann noch, was leider auch keine Seltenheit ist, die Liebe des Paares zueinander erkalte, so schleppen beide ein fast unerträgliches Joch durchs Leben. Hundertfach konnte man derartige Fälle schon in Friedenszeiten antreffen, sie werden sich in der kommenden Friedenszeit um ein Vielfaches vermehren.

Dazu treten andere Sorgen, die der Krieg unmittelbar im Gefolge hat. Frauen, die ihre Männer verloren haben, müssen den Kampf mit dem Leben allein und unter viel schwereren Bedingungen aufnehmen, wenn sie ihren Kindern den Lebensweg ebnen und brauchbare Menschen aus ihnen machen wollen. Die vom Staat gewährte Unterstützung reicht dazu nicht aus, sie garantiert ihnen noch nicht

Wann und Warum, denn der Vorgang spielt in einem Zeitraum, in den kein Pfad unseres Bewußtseins zurückleitet.

Frösche hatte seine Zeit, da schrie und plärrte er wohl mörderisch, doch das ging immer tränenlos ab. Später liefen wohl Wassertropfen über das runde Gesicht. Das waren aber keine Tränen, sondern Begleitererscheinungen seines Geschreis.

Wirklich geweint hat Frösche zum erstenmal, als er eines Tags mit starken Leibschmerzen erwachte. Man hörte gleich, diesmal ging es nicht um das Schreien als körperliche Bewegung, sondern um richtiges Weinen, um den Ausdruck einer starken seelischen Regung. Ein wunderbarer Klang zitterte in dem sonst oft mißtönenden Kreischen, ein Ton, der herauszuhören ließ, daß hier ein selbstbestehender Mensch vom Leben bedrängt wird und sich gegen die Bedrängnis wehrt.

Eine zweite Natur rang in diesem Weinen um den Durchbruch. Die Geburt des andern Menschen, das persönliche Leben in Frösche bereitete sich vor, wie alles werdende unter Schmerzen und Zuckungen. Einen großen, kristallhellen Tropfen erpreßte diese Geburt den schmerzhaft verkniffenen Wimpern. Der Tropfen hing einen Augenblick zitternd still, dann rollte er hinab zum Mundwinkel und verfiel sich dort in einer Gesichtsfalte.

Jene erste Träne war Ereignis geworden. Frösche spürte zum erstenmal das Leben in seiner ganzen herben Gewalt, und die erste Träne salbte ihn für das Menschenlos, aus eigenem Vermögen dieses starke, unerbittliche Leben zu bestreiten.

Man zeichnet den ersten Schritt eines Kindes auf und übersteht nirgends den ersten Zahn. Aber auch der ersten Träne sollte nicht vergessen werden, in der das geistige Selbst des Menschen zum ersten sichtbaren Ausdruck kommt. Sie ist schönster Schmutz im Geschmeide des Lebens, würdig, in Gold gefaßt jedem Menschen erhalten zu werden. . . .

Satha, das grüne Schwesterlein.

Genau drei Tage ist Frösche alt gewesen, da kam der Vater mittags heim mit einem Paden unterm Arm, den er sehr behutsam ablegte. Worauf der Vater einen Stuhl nahm, ihn auf den Tisch stellte und, den Hammer in der Rechten, das Pädchen in der Linken,

einen Nagel im Mund, das verdächtig wackelnde Gerüst bestieg, um eifrig den Luerballen der Zimmerdede zu belocken.

Nach diesen geheimnisvollen Vorbereitungen entnahm er dem Paden einen runderlichen Gegenstand und hängte ihn an der Dedede auf. Das Ding schaukelte mehrmals, als wollte es die Sicherheit seines lustigen Aufenthaltsortes prüfen, hing dann still und schaute neugierig von der Zimmerdede herab.

Es war eine einfache Ampel und beherbergte eine Wasserpflanze mit abwärts wachsenden Ranken. Kurz und ungebärdig, wie das Haar auf einem Kinderkopf, hingen die längsten Schößlinge über den Rand der Ampel.

Was das alles mit Frösche zu tun hat? Aber ich muß bitten: Frösche hat nächst Mutter und Vater nichts mehr ins Herz geschlossen als diese Pflanze. Er hat ihr einen eigenen Namen erfunden und vergißt nie, sie fremden Besuchern vorzustellen, wobei am Ton zu erkennen ist, welchen Wert Frösche auf die Bekanntheit mit der Pflanze legt.

Satha — so lautet in Frösches Mundart der rätselhafte Kosenname für das Gewächs — ist mit Frösche aufgewachsen und muß als sein Schwesterlein betrachtet werden. Frösches Eltern dachten nämlich, es möchte gut und schön sein, wenn sie das Wachstum ihres Sohnes am Wachstum eines anderen Wesens sozusagen nachmessen könnten. Zuerst hatte Frösches Vater den großartigen Gedanken, Frösche durch einen zweiten Frosch, womöglich weiblichen Geschlechts, zu ergänzen. Allein, erstens ist das eine unsichere Sache, dauert zweitens zu lang, und selbst im besten Fall, wenn es gelingt, bleibt Frösche um ein ganzes Jahr voraus. Das tut aber nicht gut, denn Frösche würde ganz gewiß von dieser stolzen Höhe seines Vorsprungs herabsehen auf das jüngere Leben.

Warum sollte also Frösche nicht gemeinsam mit einer Pflanze groß werden? Die lebt auch, hat die gleichen Möglichkeiten der Entwicklung und ist überdies ein idealer Spielfreund, weil sie niemals widerspricht, so daß Janz zwischen den Geschwistern ausgeschlossen ist.

Der Vater kaufte das Gewächs und nahm Satha in die Familie auf. Dort gilt sie als vollwertiges Mitglied.

einmal die Möglichkeit, den Lebensunterhalt zu bestreiten. Durch den Krieg zum Krüppel oder siech und krank gewordenen Männern wird es nicht möglich sein, die Differenz zwischen der Rente und dem zum Leben notwendigen Mitteln aufzubringen. In solchen Fällen muß die Frau sorgen helfen und hat dann neben der Sorge für den Mann und die Kinder noch größere Lasten zu tragen. Der Staat aber will mehr Kinder und fragt nicht, wer die damit verbundenen Kosten auf sich nimmt.

Warum sollen gerade die arbeitenden Frauen die meisten Opfer bringen? Das Recht zu dieser Frage steht uns zu. In der neuen Gesetzesvorlage zur Volksvermehrung ist ein Satz enthalten, der besagt, daß ein Arzt die Schwangerschaft unterbrechen kann, wenn das Leben der Frau gefährdet ist. Daß der Geldbeutel und andere Rücksichten bei solcher ärztlichen Entscheidung eine große Rolle spielen werden, wird niemand abstreiten wollen. Einer herzleidenden Gekleideten oder ähnlichen einflussreichen Dame wird eher geholfen werden als einer Arbeiterfrau. Die freigegebenen wie die verbotenen Vorbeugungsmittel werden in Zukunft noch ausschließlicher als früher nur noch für die bessere Gesellschaft erreichbar sein. Eine wohlhabende Frau spürt ferner eigentlich nur in der Zeit der Schwangerschaft die Last des Kindes. Nach der Geburt kann sie sich schonen, wirtschaftliche Sorgen bleiben ihr völlig fern. Da wäre es doch richtiger, in erster Linie diese Damen aufzufordern, den Staat tatkräftig zu unterstützen und für eine Hebung der Geburten persönlich ihr Bestes zu tun. Um so mehr kann das verlangt werden, als ja auch die Sorge um die Zukunft des Kindes den besitzenden Klassen nicht soviel Kopfzerbrechen macht wie den Angehörigen der arbeitenden Bevölkerung.

Sache des Staates muß es in erster Linie sein, für die vorhandenen Kinder und für die Mütter der arbeitenden Klasse zu sorgen. Das kann und muß geschehen durch besseren Ausbau der Fürsorge für Mutter und Kind, durch Familienzuschüsse des Staates an Schwangere, Wöchnerinnen und an vielköpfige Familien, durch Hebung der gesellschaftlichen Stellung der Frau und ihre Gleichstellung in politischer und wirtschaftlicher Beziehung mit dem Mann, durch auskömmlichen Verdienst des Mannes, durch Wohnungsfürsorge. Dann wird die Gebärfreudigkeit bei den Frauen wieder eintreten. Auch mehreliebigen Müttern und Kindern muß mehr Hilfe und Gleichberechtigung zuteil werden.

Arbeiterinnen, Frauen und Mädchen! Eure Pflicht ist es, nach Kräften an der Arbeitsstätte und zu Haus dahin zu wirken, daß allen Frauen die Augen aufgehen über die großen Lasten und den unerträglichen Zwang, die das Gesetz uns bringt. Nur wenn alle

Hathas Werdegang ist zugleich die Entwicklungsgeschichte Fröschles. Sie hat alle Wandlungen des jungen Lebens treulich mitgemacht. Sie war dabei, als Fröschle den ersten Zahn und dadurch das erste Zahnweh bekam, sie hat seine ersten Kriechversuche von der Dede aus beobachtet, und niemand als Hathä könnte besser schildern, wie Fröschle endlich hinter den Sinn seiner Beine gekommen ist. Wahrscheinlich aus lauter Freude über Fröschles Fortschritte treibt sie von Tag zu Tag üppigere Ranken, und lang nicht ihr grünes Haar heute von der Zimmerdecke.

Eine innerliche Verbindung besteht zwischen beiden Leben, dem Leben Hathas, das von der Dede nach unten, und dem Leben Fröschles, das zur Dede hinaufwächst. Noch hat es gute Weile, bis sich die zwei Geschwister erreichen, bis es Fröschle gelingt, sein grünes Schwesterlein an den Haaren zu zupfen, was er schon jetzt gerne täte. Vorerst haben sich die beiden so lieb, wie es bei einer Entfernung von zwei Metern eben möglich ist. Fröschles Zuneigung begrüßt sich mit zärtlichen Ausrufen, und daß er Hathä nicht begrüßt hätte, war noch nie da. Streicht gerade ein leiser Luftzug durch das Zimmer, so bewegt sich Hathä, und das sieht dann aus, als ob sie den Gruß versteht und ihn durch freundliches Winken erwidern will.

Für Fröschle ist die Geschwisterchaft von größter Bedeutung. Ihm tritt die ganze große Welt in seinem grünen Schwesterlein entgegen. Hathä gibt ihm die Ahnung von dem grenzenlosen Grün in Feld und Wald. Fröschle hat immer ein Stück Welt vor Augen, auch wenn er nicht ins Freie kommt. Von früh auf lernt er durch Hathä alles lieben, was gleich ihm hinauf ans Licht ringt, und jedes Leben wird ihm heilig.

Hathä ist das Gefühl des alleinigen Lebens, das in Fröschle aufleuchtet. Einst soll aus diesem Gefühl das Bewußtsein erblühen: Alles, was um dich atmet, es sei Mensch, Tier oder Pflanze, ist deiner Liebe anvertraut! (Fortsetzung folgt.)

Wer heute das kleinste Recht aufgibt, um morgen ein größeres zu haben, hat übermorgen gar keines. @tagbrenner.

Frauen ihre Stimme erheben und gegen den ihnen angefochtenen persönlichen Zwang protestieren, kann die drohende Gefahr beschworen werden. Alma Fritsch.

Aus unserer Bewegung

Die sozialdemokratische Partei und die Frauen.

Aus Rotterdam wird uns geschrieben: Es will mir scheinen, daß es für alle deutschen Genossen und Genossinnen jetzt interessant ist, genau zu wissen, wie sich die sozialistischen Parteien anderer Länder zur Organisation der Frauen stellen. Für diesmal beachten wir nur die Organisation der Frauen innerhalb der Partei.

Wo diese besteht, wurde sie nach deutschem Vorbild geschaffen in einer Zeit, in der das deutsche Reichsgesetz noch weibliche Personen von politischen Versammlungen ausschloß. Um bei Holland zu bleiben, bemerken wir, daß Frauenklubs erst im Jahre 1905 gegründet wurden, und zwar nicht für den Zweck, für die Frauen Rechte zu erlangen, sondern einzig und allein für die Propaganda des Sozialismus unter den Frauen. Das hat natürlich seinen Nutzen; ich wäre die letzte, das zu beanstanden; jedoch wird hieraus klar, daß den Frauenklubs keinerlei Einfluß auf die Partei oder die Parteileitung gebührte, und daß sie einfach im Dienst der Partei standen, wie jede Körperschaft sich eine Werbekommission anschaffen kann. Als aber im Jahre 1907 die Frauenklubs sich zusammenschlossen und einen Bund über das ganze Land bildeten, begann der Parteivorstand in einigen Angelegenheiten, namentlich bei der Abhaltung des Internationalen Sozialdemokratischen Frauentages, mit ihnen zu beraten.

Eine Sonderorganisation der Frauen scheint indes vielen Genossen und Genossinnen in Holland ganz und gar überflüssig, da in der Partei immer die Rechte der männlichen und weiblichen Mitglieder gleich sind.

In den Vorständen der Stadt- und Bezirksabteilungen, als Abgeordnete zum Nationalkongress, im Parteivorstand und in Parteikommissionen, wie die für Erziehungs- und Schulfragen, sieht man hierzulande sowohl Frauen wie Männer auftreten. Wenn eine Frau irgend einen Antrag stellen will oder einen Vorschlag für die Propaganda einzubringen wünscht, so kann sie ihn ebensogut wie ein Mann in der Versammlung der Abteilung einbringen und verteidigen, und das Abstimmungsrecht steht den Frauen und Männern gleich zu. Der einzige Unterschied in den Verpflichtungen der Parteimitglieder besteht darin, daß für Eheleute die Frau nur die Hälfte

Klein-Inges Maientag.

Klein-Inge, Maientag!

Hörst du des Frühlings Flügelschlag?

Spürst du den klingenden Maientag,

Den lächelnden Säuselwind?

Klein-Inge schläft.

Klein-Inge, Maientag!

Fühlst du der Sonne belebenden Schein?

Das Wachsen, Blühen und Gedeihen

In der Natur, mein Kind?

Klein-Inge schläft.

Klein-Inge, Maientag!

Sieh doch der Blüten duftende Pracht!

Sieh, wie uns freudig der Himmel lacht

Und wie voll Freude sind!

Klein-Inge schläft.

Klein-Inge, Maientag!

Dich ruft der Buchfink, der muntre Gesell,

Dich grüßt die Lerche frühlingshell — — —

Inge, erwache geschwind!

Klein-Inge schläft.

Klein-Inges Blüentraum

Ist köstlicher als Maientag,

Ebnet reiner und voller als Glockenklang,

Erfüllt den weiten Weltraum — — —

Klein-Inges Blüentraum.

Robert.

Glückliche Ehen.

Unter den vielen Einwänden, die gegen die politische Betätigung der Frauen erhoben werden, spielt der Einwand keine geringe Rolle, daß das Glück vieler Ehen darunter leiden würde. Es könnte zu großen Streitigkeiten führen, wenn die Frau einen anderen poli-

des Beitrags des Mannes zu zahlen hat. Wenn dessenungeachtet nur 21 Prozent der Parteimitglieder Frauen sind, so ist das eine Folge der Tradition und der altbergrachten Abhängigkeit und Rückständigkeit des weiblichen Geschlechts. Je eher diese beseitigt wird, um so schneller Fortschritt wird der Sozialismus im Proletariat machen. Die Partei zählt 4260 weibliche Mitglieder, von denen nur 1900 den Frauenklubs angehören.

Da aber Kinder, Küche und Kleider noch als eigenes Gebiet der Frau gelten, so hat man in Holland, so wie die deutsche, die schwedische und die italienische Partei, es für nötig gefunden, ein eigenes Organ für das weibliche Proletariat zu schaffen; doch im Gegensatz zu den anderen genannten Parteien gibt die Partei in Holland hierzu kein Stipendium, sondern überläßt die Herausgabe dem Bunde der Frauenklubs. Dieser erhält jährlich vom Parteivorstand eine Summe für seine Aktion.

Da es nun einmal gesonderte Frauenklubs gibt, so halten diese auch ihre periodischen Versammlungen ab und machen eigene Propagandapläne. Hiermit fängt aber die Schwierigkeit an: wenn ein Frauenklub keine speziellen Einkünfte hat, wer soll dann dafür zahlen? Und wenn dieser Klub einfach im Dienst der Parteiateilung steht, wie kann er dann eigene Pläne ausarbeiten?

Nun wollen einige so weit gehen, daß man der Frauenorganisation überall eigenen Sitz und Stimme geben soll; andere aber wollen lieber die Partei als Ganzes unbeeinträchtigt behalten. Wenn neue Satzungen gemacht werden müssen, so wird dies gewiß ein Gegenstand der Beratungen, vielleicht auch des Streites werden.

Zu dieser Frage kommt nun noch die der internationalen Organisation, wenn anders von einer solchen noch die Rede sein kann. Und wenn einst in allen Ländern tatsächlich für politische Gleichberechtigung der Geschlechter gekämpft wird, geht es dann noch an, daß die Sozialdemokratie einfach die Augen schließt für alles, was von anderen Frauen, außer dem Proletariat und außer der Partei, zur Eroberung der politischen Rechte getan wird?

Vielleicht lohnt es sich der Mühe, daß die „Gleichheit“ sich einmal auf diese Fragen einläßt. Martina G. Kramers.

„Wie kann man sich selbst lehrenlernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, deine Pflicht zu tun, und du weißt sogleich, was an dir ist.“

„Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.“
Aus Goethes „Maximen und Reflexionen“.

tischen Standpunkt einnehmen würde als der Mann. Darum wäre es besser, der Mann legte alles, was mit der Politik zusammenhängt, vor der Tür seines Hauses von sich. Die Frau sollte keinen Anteil haben an diesen wichtigen Lebensinteressen ihres Gatten. Kann man nun wirklich die Ehe als glücklich bezeichnen, in der eine Wesensseite des einen Teils dem anderen Teil ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleibt? Wir hätten dann Zustände wie im alten Hellas, wo die Gattin im Frauengemach ausschließlich häuslichen Interessen leben mußte. Das geistige Verständnis suchte der Mann nicht bei ihr, sondern bei den hochgebildeten Hetären. Das Paar, von dessen glücklicher Vereinigung noch die Nachwelt spricht, Perikles und Aspasia, war kein Ehepaar, und gerade hier wissen wir, daß Aspasia innigen Anteil nahm sowohl an den politischen wie an den künstlerischen Plänen des berühmten Staatsmannes. Das Christentum, insbesondere die Reformation hat der Ehefrau bei uns die Stellung angewiesen, in welcher die Gegner der Frauenemanzipation sie am liebsten heute noch zurückhalten möchten. Die Interessen der Frau sollen sich auf die berühmten vier K, Kinder, Kirche, Küche, Kleider beschränken, und die Ehe soll, wie Luther forderte, nicht eine Vereinigung der Seelen, sondern „ein weltlich Geschäft“ sein, eine Vereinigung von Mann und Weib zur Befriedigung natürlicher Bedürfnisse. Seit jener Zeit sind aber vierhundert Jahre vergangen, und wie viele Anschauungen haben sich auch die über glückliche Ehen geändert, und die Frauen von heute sind anders, stellen andere Ansprüche als die früherer Zeiten. Wo wir indessen von glücklichen Ehen aus früheren Zeiten wissen, da sind es fast ausschließlich solche, in denen die Frauen die geistigen, sehr oft auch die politischen Interessen ihrer Männer nicht nur geteilt, sondern häufig sogar gefördert haben. Eine solche Ehe ist beispielsweise die des Girondineministers Roland in der Französischen Revolution. Seine geistig hochbegabte Frau schriststellerte, hatte einen eminenten Einfluß auf die Gironde und nahm lebhaften Anteil an der politischen Tätigkeit ihres Mannes, den sie völlig beherrschte. Nach dem Sturz der Girondisten gelang es Roland zu entfliehen. Seine Frau wurde verhaftet und verteidigte sich selbst mit großer Gewandtheit vor dem Revolutionstribunal, das sie zum Tode verurteilte. Als Roland

Vom Fortgang des Frauenrechts

Über die Mitarbeit der Frau bei den sozialen Einrichtungen der Gemeinden und in sozialen Vereinen sprach Genosse Stadtrat Sassenbach am Montag, den 6. Mai, in einer Konferenz der weiblichen Funktionäre Groß-Berlins. Der Referent führte aus, daß die Städteordnung die Frauen von der aktiven Teilnahme an dem Geschick der Gemeinden ausschließt, daß aber der Ausweg gefunden ist, sie zu den Deputationen als beratende Mitglieder hinzuzuziehen. Wenn die Frauen auch nicht stimmberechtigt sind, so bietet sich doch auf allen Gebieten der sozialen Fürsorge Gelegenheit, ihre Eigenart und ihre Erfahrungen als Hausfrau und Mutter in praktischer Arbeit zum Wohle der Gesamtheit zu betätigen. Während des Krieges haben die Gemeinden die Mitarbeit der Frauen recht schätzen gelernt, weil es ohne diese Mithilfe unmöglich gewesen wäre, zu tun, was getan worden ist und was getan werden mußte. Besonders die Armen-, Waisen- und Schulverwaltung sind Arbeitsgebiete für die Frauen. In Berlin sind zurzeit 565 Waisenspflegerinnen tätig, davon sogar 5 als Kommissionsvorsitzer in Vertretung der im Felde befindlichen Ehemänner. Das Gesetz gestattet zwar den Frauen nicht, das Amt des Vorstehers zu bekleiden, der Krieg hat es dennoch möglich gemacht. In den Kommissionen der Armenverwaltung kann die Frau stimmberechtigtes Mitglied werden, da die Städteordnung hier nicht von „stimmfähigen Bürgern“, sondern nur von Ortseingewohnern spricht. In Berlin arbeiten 166 weibliche Mitglieder in den Armenkommissionen, davon 8 als Vorsteher. In der Schulverwaltung ist nur die Betätigung als Mithelferin möglich; auf diesem Gebiete arbeiten in Berlin 9 Frauen, davon 2 als Vorsitzende in Vertretung der Ehemänner. Im Medizinalamt der Stadt Berlin ist bisher keine Frau tätig. Ein geeignetes Arbeitsfeld für die Frau sei auch die Vormundschaft. So notwendig und wünschenswert die Mitarbeit der Frau auf all diesen Gebieten sei, so solle doch jede Frau das englische Sprichwort beherzigen: „Die Wohltätigkeit beginnt im Hause“ und solle nicht um der öffentlichen Betätigung willen die eigene Häuslichkeit vernachlässigen. Um so mehr sei es dagegen Pflicht aller Frauen, die Zeit haben, sich solcher ehrenamtlichen Arbeit zu widmen. Die private Fürsorge kann heute nicht entbehrt werden; die Arbeiterchaft soll mit den bestehenden Vereinen zusammenarbeiten. Dagegen sei es nicht zu empfehlen, mit unzureichenden finanziellen Mitteln und ungeduldeten Kräften eigene Fürsorgeeinrichtungen ins Leben zu rufen.

von ihrer Hinrichtung hörte, bei der sie eine ungewöhnliche Festigkeit bewies, gab er sich selbst den Tod. Eine glückliche Ehe aus jener Zeit war auch die von Camille und Lucile Desmoulins. Beide glückten für die Freiheit und waren als Anhänger der Bergpartei mit Danton befreundet. Sie wurden mit diesem auf Betreiben Robespierres verhaftet. „Dies ist der Lohn für den ersten Apostel der Freiheit“, rief Desmoulins, als er die Guillotine bestieg. Seine Gattin, die alles aufgegeben hatte, um ihn zu retten, bestieg vierzehn Tage später das Blutgerüst. Die Begeisterung für die Freiheit ist es überhaupt, die eine Reihe von Menschen zusammenführte, von denen wir wissen, daß sie eine glückliche Ehe führten und die im harten Dienste der Freiheit alle Freuden, mehr noch aber auch alle Leiden miteinander teilten. Unter solchen Ehen ist vor allen die von Joseph und Anita Garibaldi zu nennen. Anita verband alle Eigenschaften einer kühnen Kämpferin für die Freiheit mit den Tugenden einer treuen liebenden Gattin und einer aufopfernden Mutter. Sie starb den Märtyrertod für die Freiheit. Keine Frau konnte dem vielgefeierten Helden die Gefährtin seiner Jugend ersetzen. Auch während der Deutschen Revolution ist die Freiheit das Band, das eine Reihe bedeutender Menschen verknüpft. Durch sie werden Luise Otto und August Peters zusammengeführt. Beide waren feurig für die Sache des Volkes eingetreten, hatten viele Briefe gewechselt, in denen sie sich über ihre Ideale aussprachen, ehe sie sich persönlich kennenlernten. Peters wurde als Kämpfer der badiischen Revolutionsarmee in Rastatt gefangen und zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Vor seinem Prozeß eilte Luise Otto zu ihm, und in Gegenwart des Gefangenenaufsehers, durch zwei Eisengitter getrennt, fanden sich ihre Augen und Herzen. Sieben Jahre blieb Peters gefangen. Was wäre wohl aus dem armen Gefangenen geworden ohne die Tapferkeit und Seelenstärke seiner Braut. Als sie endlich vereint wurden, war ihre Liebe im Feuer erprobt, und eine innige geistige Gemeinschaft ermöglichte es ihnen, für die gleichen Ziele zu schaffen und zu streben. Leider hatte Peters in der langen Kerkerhaft seine Gesundheit eingebüßt, und schon nach sechs Jahren trennte der Tod das Paar, das so füreinander geschaffen war. Eine ebenso glückliche Ehe war die von Gottfried und

In der regen Diskussion wurde betont, daß die Heranbildung von tüchtigen Gemeindeführerinnen aus der Arbeiterschaft notwendig sei, daß es aber der hohen Kosten wegen nicht möglich sein würde, drei- bis viermonatige Kurse zu veranstalten. Vielleicht wäre es den Gewerkschaften möglich, mit bereits bestehenden sozialen Frauenschulen in Verbindung zu treten, um diese zu veranlassen, Abendkurse zu veranstalten. Es käme darauf an, Frauen aus der Arbeiterschaft auch in die besoldeten Stellen zu bringen. Nach dem Kriege werde der Andrang zu diesem neuen Berufsfelde noch zunehmen, und es bestehe die Gefahr, daß theoretisch gutgeschulte Damen, denen jedoch das praktische Verständnis für die sozialen Bedürfnisse der Arbeiterschaft fehlt, in solche Stellen kommen. Die private Fürsorge sei als Pionierarbeit zu bewerten, da sie viele Gebiete so vorbereite, daß sie von den Gemeinden übernommen werden könnten. Es wurde beschlossen, die Arbeiten der Kinderschulkommission wieder aufzunehmen.

Mißbrauch des amerikanischen Frauenwahlrechts. Aus Holland wird der „Internationalen Korrespondenz“ geschrieben:

„Das Bundesparlament der Vereinigten Staaten Amerikas hat beschlossen, die Bundesverfassung zugunsten des Frauenwahlrechts zu ändern. Danach sind alle Bundesstaaten verpflichtet, durch ihre eigenen Verfassungen das den Männern zustehende Wahlrecht auf die großjährigen weiblichen Staatsangehörigen auszudehnen.“

Die sporttreibenden Damen, die in Amerika sich zur Abwechslung auf die Propaganda des Frauenwahlrechts warfen, bedienten sich dabei einer Argumentation, die eine Schande für die ganze Bewegung, oder richtiger: für die amerikanische Frauenwelt bedeutet. Sie ließen sich nämlich herbei, als Gegenleistung für die Verleihung des Frauenwahlrechts eifrigste Kriegsbegeisterung zu betreiben. Sie gelobten, ihre Söhne gerne für den Krieg herzugeben, wenn das Frauenwahlrecht eingeführt würde.

Die „Proletarische Vrouw“, das Organ der holländischen Sozialdemokratinnen, erwähnt ein Telegramm aus Amerika, worin berichtet wird, daß man in Amerika nach der Verleihung des Frauenwahlrechts für alle Bundesstaaten nicht länger mehr eine Beeinträchtigung der Öffentlichkeit durch die Frauen zugunsten des Friedens zu befürchten (!) brauche. Mit großer Genugtuung wird in dem Telegramm weiter gemeldet, daß der Frauenwahlrechtsverein für New York beschlossen habe, sich auch energisch für die Zeichnung der Kriegsanleihen ins Zeug zu legen.

Wie sich die Zeiten ändern! Auf dem internationalen Frauenkongress zugunsten des Friedens, der im Frühjahr 1915 im Haag

stattfand, waren es die amerikanischen Damen, die die erste Geige spielten und pathetisch erklärten, daß der Krieg in dem Augenblick aufhören würde, wo die Frauen politisch gleichberechtigt wären. Auch sonst zeichneten die amerikanischen Damen auf dem Kongress sich durch allerlei gute Ratschläge, wie man wenigstens die weitere Ausdehnung des Krieges verhüten könne, aus.

Wir wollen keineswegs sagen, daß diese Damen mit den eben erwähnten Kriegsfurien, die für ihr Wahlrecht ihre Söhne dem Kriegsgeißel opfern, in jedem Falle identisch sind; hoffen vielmehr, daß sie den Mut haben werden, von ihnen durch eine öffentliche Erklärung weit abzurücken. Aber kennzeichnend ist es doch, daß im ‚absolut friedensfeindlichen Amerika‘, das — weit entfernt vom europäischen Kriegsschauplatz — sich leichtfertigweise in den Krieg einmischte, in dem Europa sich verblutet, sich Frauen und Mütter finden, die das ganze Frauengeschlecht und die Sache des Frauenwahlrechts so frevelhaft schänden.“

Wir haben den Ausführungen unseres Korrespondenten hinzuzufügen, daß die amerikanischen Delegierten zum Haager Friedensfrauenkongress, den wir zunächst aufrichtig begrüßt hatten, sich und ihre angebliche Friedensliebe in unseren Augen längst schwer kompromittiert haben. Auch Gewerkschaftsführerinnen sind davon nicht ausgeschlossen. Die „Leichfertigkeit“, wie es unser Korrespondent nennt, oder die im wahrsten Sinn des Wortes bodenlose Oberflächlichkeit der amerikanischen Kultur, die selbst aus Arbeitertagungen eine wahre Orgie von Modetorheiten und billigen Schlagworten macht, ist die einzige Erklärung dafür.

Für das Frauenwahlrecht!

Mit der Forderung des Frauenwahlrechts beschäftigte sich eine gut besuchte Versammlung in Berlin, die für den 29. April gemeinsam von bürgerlichen und sozialdemokratischen Frauen nach dem Lehrervereinshaus einberufen worden war.

Die erste Rednerin, Genossin Marie Juchacz, führte aus, daß in Preußen die Verfassungsfragen akut geworden seien, weil die Regierung sich gedrängt fühle, die Staatsbürgerrechte der Männer zu erweitern. Dagegen sei dies in Bezug auf die Frauen durchaus nicht der Fall. Obwohl in der Wahlrechtsvorlage zum Preussischen Abgeordnetenhaus immer von dem „allgemeinen“ Wahlrecht gesprochen werde, so sei doch die eine Hälfte des Volkes, die Frauen, in der Vorlage überhaupt nicht erwähnt. Schon vor dem

Johanna Kinkel, obgleich hier noch der Unterschied der Konfession dazu kam. Mit schwärmerischer Begeisterung schloß sich Kinkel der Demokratie an, angeregt von seiner Frau, die ihn zum Radikalismus seiner politischen Anschauungen gebracht haben soll. Auch Kinkel wurde zu Zuchthaus verurteilt. Nach seiner Befreiung, an der sie tätigen Anteil nahm, folgte Johanna dem Gatten nach England und nahm mutig mit ihm den Kampf um das Dasein auf. Sie ist das glänzendste Beispiel, wie eine Frau eine hingebende Gattin, eine treue Mutter, eine gewissenhafte Hausfrau sein kann und dabei doch mithelfen kann beim Erwerb, ihren Beruf als Lehrerin erfüllend, ohne daß eine der vielen Pflichten leidet. Auch dem Glück dieser Ehe machte der Tod ein allzufrühes Ende. „Geliebte, Gattin und Freundin“, nannte Gustav Struve, auch ein Kämpfer der Deutschen Revolution, seine Lebensgefährtin, die schon als junges Mädchen sich für die Freiheitsgedanken ihrer Zeit begeisterte. Das gleiche Streben verband sie mit ihrem Gatten, den sie bei den Kämpfen der badischen Revolutionsarmee überall begleitete. Beide wurden gefangen genommen und in getrennte Gefängnisse gebracht. Es gelang ihnen zu entfliehen und in bitterer Not nach Amerika auszuwandern. Hier war Amalie ihrem Gatten eine treue Mitarbeiterin bei seinen schriftstellerischen Arbeiten, und in einer Zeit, in der wohl manche Frau über Sorgen und Entbehrungen geklagt hätte, schrieb sie in ihr Tagebuch: „Wir sind glücklich und zufrieden.“ Auch ihrem Glück machte der Tod ein jähes Ende. Auch Amalie Struve war eine jener Frauen, die lähn und unentwegt für die Freiheit eintraten und in ihrem Streben mit ihren Gatten eins waren. Ähnlich war das Schicksal von Mathilde Anneke. Aus einer überzeugten Katholikin war sie zu einer entschiedenen Freidenkerin geworden. Bei dem preussischen Artillerieoffizier Anneke fand sie Verständnis für ihre Freiheitsbegeisterung, und gemeinsam mit ihm schloß sie sich der Schar derer an, die für die Freiheit kämpften. Sie gründete mit ihm die Neue Kölnische Zeitung. Im Jahre 1848 begleitete Mathilde ihren Gatten nach der Pfalz, wo dieser die Revolutionsartillerie organisierte. Sie war eine geübte Reiterin und diente ihm als Ordnonanzoffizier. Auch das Ehepaar Anneke mußte nach dem Scheitern der deutschen Revolution nach Amerika flüchten und

einen schweren Kampf ums Dasein kämpfen, wo sie trotz Armut, trotz Not stets die höchsten Ideale, geistiges Streben, ethischen inneren Halt durch das Leben behielten. Nach Annekes Tod war Mathilde eine der eifrigsten Vorkämpferinnen für das Frauenstimmrecht.

Um nun noch einige glückliche Ehen anzuführen, in denen gleiches geistiges Streben die Grundlage schönster Harmonie bildete, so wäre vor allem die des Philosophen Schelling und seiner Karoline zu nennen. Nach zwei unglücklichen Ehen fand die geistvolle bedeutende Frau in Schelling eine Ergänzung ihres eigenen Ichs und nennt ihn in einem ihrer schönen berühmten Briefe: „Mein Herz, meine Seele, mein Geist, ja auch mein Wille.“ Und nach ihrem Tode schrieb Schelling: „Wäre sie mir nicht gewesen, was sie war, ich müßte als Mensch sie beweinen, trauern, daß dies Meisterstück der Geister nicht mehr ist, dieses seltene Weib von männlicher Seelengröße, von dem stärksten Geiste, mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzen vereint. O, etwas der Art kommt nie wieder!“

Der Kampf für die Ideale edler Geistesfreiheit und wahrer Herzensbildung hatte auch die Jüdin Rahel Levin und den Aristokraten Varnhagen von Ense zusammengeführt und bildete die Grundlage einer unsäglich glücklichen Ehe, in der Rahel die völlige Freiheit der Persönlichkeit für die Frau forderte: „Denn die Freiheit ist das, was wir notwendig brauchen, um das zu sein, was wir eigentlich sein sollten. . . . Der erste Mangel an Freiheit besteht darin, daß wir nicht sagen dürfen, was wir wünschen und was uns fehlt.“ Die Geistesgemeinschaft als Grundlage einer glücklichen Ehe finden wir auch bei Wilhelm und Karoline von Humboldt. Die Reihe der hier angeführten Beispiele ließe sich wohl noch unendlich vermehren. Ich möchte zum Schluß noch die Ehe von Karl Marx und Jenny von Westphalen anführen, über die ich in der Marx-Nummer der „Gleichheit“ näheres mitgeteilt habe. Gerade diese Ehe beweist auch am besten, daß man sich von der Auffassung freimachen muß, daß die Politik den Charakter verdirbt. Sie kann große Geister zusammenführen trotz verschiedener Rasse, Konfession, Herkunft, wenn sie die ideale Seite der Politik begreifen und ihr leben.

Anna Bloß.

Kriege war die Arbeitskraft der Frau im Wirtschaftsleben unentbehrlich, während des Krieges ist es überhaupt nur durch die Frauenarbeit möglich gewesen, das Wirtschaftsgetriebe aufrechtzuerhalten und damit Deutschland in den Stand zu setzen, den Krieg führen zu können bis hierher. Auch in der sozialen Kriegsarbeit wäre es unmöglich gewesen, ohne die Mitarbeit der Frauen auszukommen. Alle diese ungeheuren Leistungen nimmt die Regierung hin, erkennt sie mit lobenden Worten an und denkt im übrigen gar nicht daran, den Frauen nun auch ihre selbstverständlichen staatsbürgerlichen Rechte zu verleihen. Für die Frauen gilt das Wort: Schweigen und arbeiten. Auch die einzelnen Parteien haben durch den Krieg sich nicht belehren lassen, einen anderen Standpunkt zur Frage des Frauenwahlrechts einzunehmen. Das Zentrum behandelt sie zum Beispiel heute noch ebenso als reine Zweckmäßigkeitsfrage wie früher; es will sich den Weg offen halten. Ganz unverständlich sei es, daß der katholische Frauenbund, der während des Krieges so viel wertvolle soziale Arbeit geleistet habe, mit dieser Haltung einverstanden sei. Die sozialdemokratischen Parteien haben bisher den Kampf in der richtigen Erkenntnis geführt, daß es sich nicht nur um eine Frauensache, sondern um eine Volkssache handelt.

Frau Marie Stritt-Dresben sprach als Vertreterin des Stimmrechtsverbandes und führte vor Augen, wie wenig sich, abgesehen von einzelnen Persönlichkeiten und mit Ausnahme der sozialdemokratischen Abgeordneten, die Vertreter des „Volkes“ überhaupt mit der Frage des Frauenstimmrechts befaßt hätten. Die meisten haben überhaupt keine Kenntnis von der Entwicklung und den Zielen der Bewegung. Überall in der kultivierten Welt hat sich das Frauenstimmrecht den Weg gebahnt. In Europa nicht trotz, sondern wegen des Krieges. Aber es scheint, als ob sich Deutschland hier wieder einmal vollkommen einkreisen lassen will. Doch auch in Deutschland und Preußen wird die Entwicklung stärker sein als die Reaktion, und man wird auch den Frauen zumindest das Gemeinbewahrecht als Abschlagszahlung geben müssen, und dieses sei überall die Vorstufe zum vollen Staatsbürgerrecht der Frau gewesen. Der Krieg habe den Beweis erbracht, daß gerade die Gemeinde die Mitarbeit der Frau nicht mehr entbehren kann.

Die dritte Rednerin, Fräulein Elise Lüders vom Deutschen Frauenstimmrechtsbund, trat in warmerziger Weise für eine großzügige Sozialpolitik ein. Der größte Schutz des Lebens sei Nationalpflicht geworden. Hierzu sei erforderlich: eine gründliche Wohnungsreform, Erweiterung des Arbeiterinnenschutzes und weitere Vervollkommnung der Versicherungsgegebung. Der Krieg hat den Abscheu vor den Drogen der menschlichen Gesellschaft geweckt. Darum ist notwendig die Eingliederung des ganzen werktätigen Volkes in das Staatsganze. Zum werktätigen Volke gehören aber auch die schaffenden Frauen. England hat die Konsequenzen gezogen, den Frauen das Wahlrecht gegeben und sich damit beide Arme frei gemacht für die Zeit nach dem Kriege. Will Deutschland zukünftig als Einarmiger arbeiten? Das ganze Volk, Männer und Frauen, haben die Lasten getragen, und sie haben den Anspruch an ihr Recht.

In der Diskussion sprach als einziger Redner Landtagsabgeordneter Genosse Hirsch. Er wies darauf hin, daß den Frauen bald Gelegenheit werden könnte, selbst für ihre Rechte zu arbeiten, wenn der Preussische Landtag aufgelöst würde.

Dringend zu erhoffen ist es, daß überall die Frauen sich rühren, um den Regierungen und den maßgebenden Parteien zu zeigen, daß sie ernstlich gewillt sind, sich ihre Staatsbürgerrechte zu erkämpfen.

Die Frau im Beruf

Kriegsarbeit der Frauen in England. Ein vor kurzem erschienenenes Buch „Women War Workers“ gibt in Berichten der Vertreter der wichtigsten Organisationen eine sachgemäße Übersicht über die gesamte Kriegsarbeit der Frauen in Großbritannien. Auch hier haben sich die Frauen in nahezu jeden Beruf hineingefunden, teilweise sogar an Stellen, die bei uns in Deutschland noch ausschließlich den Männern vorbehalten sind. Die großen Versicherungsgesellschaften, die vordem nur männliches Personal beschäftigten, sind jetzt fast ganz auf die Mitarbeit der Frauen angewiesen. Ein weiblicher Vordirektor ist durchaus keine Seltenheit mehr, und viele Aktiengesellschaften haben weibliche Vorsitzende und Verwaltungsratsmitglieder. Mehr als 3500 weibliche Organisationen arbeiten ausschließlich zu dem Zwecke, den gewaltigen Zustrom der Frauenarbeit in die rechten Bahnen zu lenken. Die erste dieser Organisationen war „The Womens Service Bureau“, das bereits im August 1914 zusammentrat. „The Victoria League“ heißt die Körperschaft im Mutterland, die die weibliche Arbeit in den Kolonien regelt und sich der Wohlfahrt der Kolonialtruppen widmet. Ein anderer Frauenverein „The Vegetable Products Committee“ hat

einen Mitarbeiterstab von 10000 Frauen, die die Lazarette der Armee und der Marine mit Gemüse und Obst versehen und durch Einnahme auf die Lokalbehörden eine ausgedehnte Gemüseerzeugung in die Wege geleitet haben.

Freie Liebe in den Nippon-Alpen.

Abgeändert vom übrigen modernen Japan, hoch und fern in dem blauen Gebirge Hidas, drei Tagereisen von der nächsten Bahnstation, liegt die Gemeinde von Shirakawa, ein reizvolles Gehöft, bestehend aus drei Niederlassungen: Mihoro, Nagase und Hirase.

Manche behaupten, der kleine Stamm von Shirakawa bilde einen direkten Abkömmling der Kriegsteute von Heiko, die in das Innere Japans flüchteten, als ihre Dynastie 1185 über die Klinge springen mußte. Weder aus ihrer klassischen Kleidertracht, noch aus der ruhmreichen Tokugawaperiode würde man schließen, daß diese Japaner ursprünglich aus Kyoto kommen, der einstmaligen Hauptstadt des Landes der aufgehenden Sonne.

Die besseren Verkehrsmittel beginnen nun allmählich die Grundlagen dieser sehr alten japanischen Gemeinschaft zu untergraben, und die Geschichte derselben dürfte bald zu den japanischen Wunderdingen gehören. Denn was dort noch besteht, dünkt wirklich ein Wunder.

Die den Hintergrund bildende Landschaft ist echt japanisch, reizvoll und schön. Der Baustil der einzelnen Wohnungen zeigt den vollen Zauber des alten japanischen Hauses, in dem die ganze Familie unter einem Dach versammelt ist, und zwar unter einem riesigen, traulichen, sicher schützenden Dach. Da ist das Haus der Familie Tohama, ungefähr acht Meter breit und zwölf Meter lang und birgt eine Familie von 20 bis 30 Menschen. Die wenigen anderen Häuser, um dieses gruppiert mit dem feinen, angeborenen Geschmaack der Japaner für intime Architektur, beherbergen ebenfalls je eine Familie.

Es gibt nur eine Hauptfamilie namens Ohaji. Dies ist ein japanisches Wort, das sich nicht gut übersetzen läßt. Es bedeutet Meister, Haupt, alter Mann. Und wirklich ist der Ohaji aller Herr, und er ist auch aller Vater. Bis zur Erneuerung Japans hatte er sogar das Verfügungsrecht über Leben und Tod der Seinen. Das Recht der Todesstrafe hat er seitdem abgeben müssen. Aber das Recht des Lebenserweders ist ihm verblieben.

Die Bewohner der Dörfer sind alle Anhänger der Shinponsette, der Buddhisten. In der Prachtstube prunkt der Familienaltar; nur das Familienoberhaupt darf dort Gäste empfangen.

Die Frauen und Mädchen schlafen beisammen. Unter wohlwollender Zustimmung des Ohaji darf sich die männliche Jugend zu diesen begeben. Am Tage arbeiten sie für ihn, sie müssen ihn in die Lage versetzen, zu leben, und nicht nur ihn selbst, sondern auch alle, die zu den „Seinen“ gehören. Sie sorgen für genügende Nahrung, für die Rohstoffe der gemeinsamen Kleidung, für die Kunstgegenstände, ohne die eine japanische Inneneinrichtung nicht denkbar ist. Wenn sie den gesonderten Reis für ihren Ohaji fein poliert haben, schenkt er ihnen seinen freundlichen Segen. Auch dürfen sie alsdann die Nacht in den Gemächern der Shirakawamädchen zubringen. Die anderen Männer des Stammes schlafen, wo nur ein Fleckchen ihnen das Ausbreiten ihrer Schlafmatte gestattet. Gewöhnlich liegen sie in den Räumen, in denen die Seidenraupen verlesen werden.

Die Auserkorenen aber verbringen die süße kurze Nacht in diesen japanischen Liebestempeln zu. Im übrigen herrscht ein Liebesverhältnis wie in den Zeiten der seligen Götter. Natürlich werden auch Kinder geboren. Es gibt Frauen bei diesem Hidabergstamm, die Mutter von sieben und mehr Kindern sind, deren jedes von einem anderen Vater stammt. Die Ungeschlichkeit ihrer Geburt stört niemand, weder Vater, noch Mutter oder Kind. Es ist einfach ein neuer Sprößling des Stammes. Der Ohaji stellt sich als Vater über es, von der Geburt ab ist er der Alvater, der Herr; als Familienvater hat es ihm zu gehorchen und ihm zu dienen. Aber der wirkliche Vater eines jeden Kindes ist bekannt. Wie jedoch ist dies Verlassung zu Streitigkeiten. Der Ohaji herrscht, unter ihm ist auch die unversehrte Frau heilig.

So wohnt drüben in den blauen Bergen Japans ein lebendes Märchen. Für wie lange noch, da auch in diesem Wunderland eine immer größere Ernüchterung geschichtlichen Zauber verdrängt. F. Z.

Der Reiz des Familienlebens ist das beste Gegengift gegen den Verfall der Sitten. Wenn ein Geist gegenseitiger, inniger und lebhafter Zuneigung die Familienmitglieder aneinanderkettet, dann bilden die häuslichen Sorgen die liebste Beschäftigung der Frau und den angenehmsten Zeitvertreib des Mannes. Rousseau: „Emile“, erstes Buch.

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Marie Zuchacz, Berlin SW 68. Druck und Verlag von J. G. W. Neß Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.